

Zur ökumenischen Situation Ende 1987

Berichte von drei Herausgebern

I. *Theodor Schneider*: Streiflichter aus römisch-katholischer Perspektive

Die katholische deutsche „Ortskirche“ hat Erfreuliches zu melden: Zu ihrem *neuen Vorsitzenden* wählte die Deutsche Bischofskonferenz als Nachfolger des verstorbenen Kölner Kardinals Joseph Höffner den Bischof von Mainz Karl Lehmann. Gewiß ist der Handlungsspielraum des Vorsitzenden der Bischofskonferenz erheblich schmalere als der eines Diözesan-Bischofs in seinem eigenen Sprengel. Dennoch tut es dem ökumenischen Bewußtsein gut zu wissen, daß der Sprecher des deutschen Episkopats in den kommenden Jahren ein Mann ist, der wie kaum ein zweiter deutscher Theologe die inhaltlichen Positionen der zeitgenössischen (auch evangelischen!) Theologie kennt, der schon seit fast zwanzig Jahren als wissenschaftlicher (katholischer) Leiter des „Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen“ (Paderborner Kreis) die Bemühungen um die Aufarbeitung der theologischen Differenzen mitträgt und mitgestaltet, der als gegenwärtiger katholischer Co-Präsident der neuen evangelisch-lutherischen/römisch-katholischen Kommission auf Weltebene fungiert. Soweit im Gespräch der Kirchenleitungen nicht nur allgemeine Offenheit und Dialogbereitschaft nötig ist, sondern auch Sensibilität für die praktischen Probleme der Ökumene, ein ausgeprägtes Bewußtsein für das Notwendige und das Mögliche und vor allem präzise Sachkenntnis, darf man diese Wahl aus ökumenischer Sicht einen wirklichen Glücksfall nennen!

Es liegt nahe, von dort den Blick zu lenken auf das Projekt „Lehrverurteilungen – kirchentrennend?“, das im Auftrag der Gemeinsamen Ökumenischen Kommission vom Paderborner Kreis erarbeitet und veröffentlicht wurde. Wie bekannt, hat die Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz sich schon im Februar 1986 an einem Studientag mit diesen umfangreichen Dokumenten befaßt, sie zur Überprüfung angenommen und eine Arbeitsgruppe eingesetzt, die Empfehlungen zur genaueren Auswertung vorlegen soll.

Vom weiteren Vorgehen, das in enger Abstimmung mit dem Einheitssekretariat in Rom und mit der Leitung der EKD geschehen soll, ist bisher nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Wir tun wohl gut daran, die Erwartungen nicht allzu hoch zu schrauben. Wie die endgültigen offiziellen Stellungnahmen auf beiden Seiten aussehen werden, ist noch nicht auszu-

machen. Aber wenigstens dieser Effekt ist schon jetzt erreicht und wird sich hoffentlich noch verstärken: In Zukunft wird es für dialogunwillige oder ängstliche Zeitgenossen erheblich schwieriger sein, unter Hinweis auf die „unaufgearbeitete Geschichte“ vor nötigen Schritten zurückzuweichen oder bestimmte konkrete Folgerungen für unmöglich zu erklären.

Die Befassung mit diesen Texten in katholischen Publikationen¹ sowie im Bereich der katholischen Erwachsenenbildung und der Fortbildung der hauptamtlich in der Seelsorge Tätigen ist eher zögerlich angelaufen. Jedenfalls scheint die Kenntnis von dieser Unternehmung und das Wissen um Anliegen und Tragweite dieses Projekts in katholischen Kreisen zur Zeit immer noch ziemlich gering zu sein, was angesichts des literarischen Genus und der theologischen Differenziertheit der Texte auch wiederum nicht verwunderlich ist.

Als am Projekt in zeitaufwendigem Einsatz selbst Engagierter macht mich das teilweise doch sehr verhalten-distanzierte, ja sogar überaus kritische Echo, vor allem auch von seiten evangelischer Autoren, nachdenklich. Hier scheint sich zunächst die Erfahrung zu bestätigen, daß der gemeinsame Erkenntnisweg, den eine Arbeitsgruppe in jahrelanger Bemühung zurückgelegt hat, allein mit Hilfe des abschließenden Textes den Außenstehenden kaum angemessen vermittelt werden kann. Aber es drängt sich mir auch die grundsätzliche Frage auf, ob nicht (keineswegs nur im katholischen Raum, sondern gerade auch in den evangelischen Kirchen) eine verstärkte Rückwendung auf die spezifischen Eigenheiten (und Eigenwilligkeiten?) der jeweiligen Tradition zu konstatieren ist? Damit wird die Aufmerksamkeit auf ein gewichtiges Problem des ökumenischen Dialogs gelenkt: Die Bereitschaft, die „Maßgeblichkeit“ der eigenen Sehweise in Frage zu stellen – die Bereitschaft, die Einseitigkeiten und Mangelerscheinungen nicht nur (natürlich!) beim Partner zu sehen, sondern auch bei sich selbst einzukalkulieren – die Bereitschaft zur Selbstkorrektur im weitesten Sinne hat in den letzten Jahren aufs Ganze gesehen wohl erheblich abgenommen!

Ich habe den Eindruck, daß auch *Kardinal Ratzingers* viel beachteter *Brief* zur ökumenischen Situation² von Ende 1986 von manchen katholischen Zeitgenossen (und nicht nur von ihnen) überwiegend in diese Richtung gelesen und interpretiert worden ist. Sein deutlicher Appell, „daß wir versuchen, die ganze Einheit zu finden; Modelle der Einheit zu erdenken; Gegensätze auf die Einheit hin zu durchleuchten . . . die schon bestehenden Einheiten, die wahrlich nicht klein sind, zu finden, zu erkennen und anzuerkennen . . . die bestehende Einheit operativ zu machen und sie zu konkretisieren und zu erweitern“³, wurde weniger wahrgenommen. Viel stärker hat

sein Aufgreifen des Stichworts „Einheit durch Verschiedenheit“ die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und seine Mahnung, sich in Geduld zu üben und dem Partner nichts aufzudrängen, was dieser um der Treue zu seiner eigenen Identität willen meint ablehnen zu müssen.

Die bedrängende Frage ist und bleibt allerdings, inwieweit wir jeweils auch Traditionen als das „unverzichtbare“ Eigene betrachten, die gerade in der Konfrontation mit dem anderen zu erkennen wären als um der Einheit willen zu korrigieren, zu reformieren, zu „reduzieren“ (im besten Sinne des Wortes, nämlich auf den ursprünglichen Ansatz im Evangelium). Keineswegs alle uns lieb gewordenen Denk- und Sprechweisen, keineswegs alle unsere gesamtkirchlichen, gemeindlichen, auch liturgischen Verhaltensweisen sind tatsächlich erhaltenswert! Wieviel Wildwüchsiges, Überholtes, Exotisches, Kurioses (und dennoch Liebgewordenes) hat sich bei uns festgesetzt und sollte und dürfte gerade nicht so in die Verhandlungen um ein gemeinsames Konzept „Einheit in Verschiedenheit“ oder in eine „Ökumene in Gegensätzen“ eingebracht werden, daß an ihm die Verständigung auf das „gemeinsame Notwendige“ scheitert!

Diese Problematik könnte am *Thema der Mariologie* gut entfaltet und demonstriert werden. Aufs Ganze gesehen geht es doch wohl um die mühsame Annäherung der beiden Positionen des „eher zu viel“ und des „eher zu wenig“ auf der gemeinsamen Basis des apostolischen Erbes. Aber die Art und Weise, wie in diesem Jahr in Kevelaer der 10. Weltkongreß der Mariologie und damit verbunden ein marianischer Weltkongreß stattfanden – die nach meiner Einschätzung übrigens relativ wenig Echo in der katholischen Kirche der Bundesrepublik ausgelöst haben –, scheint mir eher durch ein unbekümmertes Kreisen ums „Eigene“ gekennzeichnet. Angesichts mancher konkreten Themenstellungen auf dem Kongreß kann man die Frage kaum unterdrücken, ob das Anliegen des letzten Konzils überhaupt noch bekannt und bewußt ist: „Zugleich muß aber der katholische Glaube tiefer und richtiger ausgedrückt werden auf eine Weise und in einer Sprache, die auch von den getrennten Brüdern wirklich verstanden werden kann“ (UR Nr. 11).

Dieser Aspekt ist Papst Johannes Paul II. offenbar sehr wohl bewußt, wie er in seiner Ansprache an die deutschen Bischöfe erkennen läßt: „Oft gibt mehr die Praxis als die Lehre der katholischen Kirche Anstoß für unsere getrennten Brüder und Schwestern. Echte Marien- und Heiligenverehrung kann und will aber der einzigen Mittlerschaft Jesu Christi keinen Abbruch tun, wie ich auch in der soeben erschienenen Enzyklika ‚Redemptoris Mater‘ deutlich hervorgehoben habe.“⁴ Aber eine solche Feststellung wird

evangelische Christen vermutlich erst recht die Frage stellen lassen nach dem Gesamtsinn seiner spontanen Ausrufung eines „Marianischen Jahres“ (Pfingsten 1987 bis 15. August 1988) in der Marienzyklika vom 25. März 1987.

Damit haben wir bereits den Blick gerichtet auf die „römische Zentrale“, auf die gesamtkirchliche katholische Ökumene und die Rolle, die Papst Johannes Paul selbst darin spielt. Hier muß im Rückblick auf 1987 wohl zuerst an den *gemeinsamen Gottesdienst* mit dem Ratsvorsitzenden und anderen führenden Vertretern der Ökumene in *Augsburg* Anfang Mai dieses Jahres erinnert werden. Ähnlich engagiert und eindrücklich wie in den Reden während seines ersten Deutschlandbesuchs hat Johannes Paul auch in diesem Jahr zum weiteren Einsatz in der Ökumene aufgerufen. Zur Lehrverurteilungsstudie mahnte er, daß „wir alle auf der Ebene unserer jeweiligen Kompetenz ihre Ergebnisse ernsthaft und zügig studieren, werten und einem möglichen kirchlichen Konsens zuführen“ . . . „Uns ist aufgetragen, heute zu tun, was heute fällig ist, damit morgen geschehen kann, was morgen vonnöten ist“⁵. Zu Recht nennt Bischof Lehmann diesen Satz ein Wort konkreter ökumenischer Hoffnung, das nüchternes Augenmaß mit dem Mut zu weiteren Schritten auf dem Weg zur Einheit verbindet.

Das *ökumenische Engagement* des Papstes ist tief und ungebrochen, das geht aus allen seinen einschlägigen Äußerungen eindeutig hervor. Von daher dürfen und müssen wir sagen: Im Bemühen um echte Fortschritte auf dem Weg zu einer Einheit der getrennten Kirchen haben wir (trotz mancher Irritation durch seine persönliche Eigenart) in ihm einen wichtigen Bundesgenossen, das ist meine feste Überzeugung! Daß er dabei immer auch zu ganz unerwarteten und ungewöhnlichen Schritten bereit und fähig ist, zeigt mir (neben seinem Besuch in der Synagoge in Rom und seiner Einladung und Beteiligung am Weltfriedensgebet der Religionen in Assisi – deren grundsätzliche Bedeutung hier nicht diskutiert werden kann –) vor allem auch die Absprache der Kommuniongemeinschaft mit der vorchalzedonensischen (!) Syrisch-orthodoxen-(aramäischen) Kirche:

Am 23. Juni 1984 wurde – von der ökumenischen Öffentlichkeit in seiner grundsätzlichen Bedeutung wohl zu wenig wahrgenommen – eine zwischenkirchliche Vereinbarung getroffen, die in mehrfacher Hinsicht herkömmliche (katholisch-)ökumenische Denkmuster zu überschreiten scheint: Papst Johannes Paul II. und der in Antiochien residierende Patriarch der „Syrisch-orthodoxen Kirche“ Moran Mar Ignatios Zakka I. Iwas unterzeichneten eine gemeinsame Erklärung zur gegenseitigen pastoralen Hilfe: Trotz fehlender „Kirchengemeinschaft“ angesichts der „noch nicht voll-

kommenen Identität im Glauben“ – wie es wörtlich heißt – ermächtigen sie u. a. die Gläubigen, jeweils bei einem Priester der anderen Kirche „die Sakramente der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung zu erbitten, wenn sie sie brauchen“⁶. Vorausgegangen waren jahrelange Theologengespräche und eine Verständigung auf eine gemeinsame (inhaltlich als übereinstimmend angesehene) Christologie *ohne* die Forderung nach formeller Übernahme der christologischen „Basisformel“ des Konzils von Chalcedon und *ohne* den Gebrauch der philosophischen Begriffe „Person“ und „Natur“, die immerhin zu den tragenden und strukturbildenden Begriffen der christologischen Formel des Chalcedonense gehören.⁷

Schließen möchte ich diesen selektiven Rückblick mit dem Hinweis auf die *offizielle römische Stellungnahme zu den Lima-Dokumenten*.⁸ Hier ist ein echter Schritt vorwärts gemacht, und zwar sowohl in formaler wie in inhaltlicher Hinsicht. Die Leitung der römisch-katholischen „Weltkirche“ hat zum erstenmal verbindlich auf einen vom Ökumenischen Rat vorgelegten ökumenischen Konvergenztext geantwortet, und sie hat das auf eine Weise getan, welche in hohem Maße Zustimmung signalisiert, wenngleich Fragen und Einwände nicht fehlen. Diese Stellungnahme schließt mit einem uneingeschränkten Bekenntnis zur Ökumene:

„BEM ist ein wichtiges Resultat und ein wichtiger Beitrag zur ökumenischen Bewegung. Der Text zeigt klar und deutlich, daß beträchtliche Fortschritte auf der Suche nach sichtbarer christlicher Einheit gemacht werden. Mit dieser Stellungnahme möchte die katholische Kirche Faith and Order dazu ermutigen, seine wertvolle Arbeit für das Bemühen um Einheit im Glauben als Grundlage für die sichtbare Einheit fortzusetzen. Wir verpflichten uns mit anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften erneut auf diesen Prozeß, in dieser wichtigen Aufgabe, zu der Christus uns alle ruft.“⁹ Bedeutungsvoll an diesem Dokument scheint mir vor allem auch die Art und Weise seines Zustandekommens zu sein: Die erbetenen Stellungnahmen der einzelnen nationalen Bischofskonferenzen (die sich ihrerseits vorher um die Bewertung durch die theologischen Fakultäten ihres Bereichs bemüht hatten) wurden im Einheitssekretariat in Rom zusammengearbeitet. Sobald die vielfältigen, vor Ort gemachten ökumenischen Erfahrungen zusammenfließen und die Stimmen der „Ortskirchen“ sich zu einem Gesamtklang verbinden, wird der Ton hell und weckt Hoffnung.

- ¹ *U. Ruh*, Eine gewichtige Herausforderung für die Kirchen. Arbeit und Ergebnisse der Gemeinsamen Ökumenischen Kommission, in: Herder-Korrespondenz 40 (1986) 139–142; *U. Ruh*, Der Schritt zurück als Schritt nach vorn. Eine ökumenische Tagung zum Thema Lehrverwerfungen, in: ebd. 312–315; *P. Hünermann*, Theologische Kriterien und Perspektiven der Untersuchung zu den gegenseitigen Lehrverwerfungen des 16. Jahrhunderts, in: W. D. Hauschild/P. Hünermann u. a., Ein Schritt zur Einheit der Kirchen. Können die gegenseitigen Lehrverurteilungen aufgehoben werden? Regensburg 1986, 43–66; *K. Lehmann*, Ist „der Schritt zurück“ ein ökumenischer Fortschritt? Die Aufarbeitung der gegenseitigen Lehrverurteilungen der Kirchen: Ertrag und künftige Perspektiven aus katholischer Sicht, in: a.a.O., 127–147; *O. H. Pesch*, Die Lehrverurteilungen des 16. Jahrhunderts und die ökumenische Situation der Gegenwart, in: H. Fries/O. H. Pesch, Streiten für die eine Kirche, München 1987, 85–134; *W. Löser*, „Lehrverurteilungen – kirchentrennend?“. Überlegungen zu einer kirchlichen Rezeption des Dokuments „Rechtfertigung, Sakramente und Amt im Zeitalter der Reformation und heute“, in: *Catholica* 41 (1987) 177–196; *W. Breuning*, Sakramente. Lehrverurteilungen im Zeitalter der Reformation und ihre Aufarbeitung heute, in: ebd. 197–213.
- Vgl. auch die verschiedenen Stellungnahmen katholischer Theologie im Ökumenischen Informationsdienst der KNA-ÖKI: *O. H. Pesch*, Dramatisieren oder bagatellisieren? Über den sachgemäßen Umgang mit den konfessionellen Unterschieden (16/17/387); *U. Brandmüller*, Bedeutung von Schrift und Tradition ungeklärt. Fragen an den Schlußbericht der Gemeinsamen Ökumenischen Kommission (18/412); *B. Kötting*, Heiligenverehrung und Verwerfungsurteile. Anrufung vorbildlicher Menschen kein Grund zur Kirchentrennung (19/416); *H. Waldenfels*, Denkanstöße der Theologen aufgreifen. Überlegungen zur Neubewertung der Streitfragen der Reformationszeit (23/561).
- ² *J. Ratzinger*, Zum Fortgang der Ökumene, in: *Tübinger Theol. Quartalschrift* 166 (1986) 243–248; jetzt auch in: *J. Ratzinger*, Kirche, Ökumene und Politik. Neue Versuche zur Ekklesiologie 1987, 128–134.
- ³ *ThQ* 166 (1986) 246f.
- ⁴ Ansprache an die Deutsche Bischofskonferenz im Maternus-Haus, Köln am 30. April 1987, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.). Predigten und Ansprachen von Papst Johannes Paul II. bei seinem zweiten Pastoralbesuch in Deutschland (Bonn 1987) 19. Nach einem Zitat aus CA 21 (Verehrung der Heiligen) fährt er fort: „Alles Wirken der Heiligen für uns hier auf Erden lebt aus ihrer seligen Nähe zu Gott, dem allmächtigen und barmherzigen Vater. Aus ihm und durch ihn und für ihn können auch sie uns beschenken. Alle konkreten Formen der Marienfrömmigkeit und der Heiligenverehrung müssen diese Glaubensgrundsätze beherzigen und im Vollzug deutlich werden lassen. Dann können sie durchaus zum ökumenischen Dialog und zur erhofften Einheit aller Christen beitragen.“, ebd. 20.
- ⁵ Homilie im ökumenischen Wortgottesdienst zu Apg 1,6–8 in der Basilika St. Ulrich und Afra zu Augsburg am 4. Mai 1987, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Predigten und Ansprachen . . . , 123/124.
- ⁶ Pastorale Vereinbarung, in: *Una Sancta* 39 (1984) 342–344.
- ⁷ Vgl. *G. Voss*, Ganz Gott und ganz Mensch. Christologischer Dissens nach 1500 Jahren überwunden, in: ebd. 341f.
- ⁸ Deutsche Übersetzung in: Herder-Korrespondenz 42 (1988) 27–43.
- ⁹ Ebd. 43.

II. *Hermann Sticher*: Zwischen Stagnation und Voranschreiten

Ökumene ist nicht eine Option für die Kirchen, weil die Universalität der Kirche Jesu Christi zu ihrem Wesen gehört. Die Kirchen sind nicht ökumenisch, wenn und weil sie – gelegentlich – ökumenisch handeln; sondern weil die Kirche ökumenisch ist, müssen die Kirchen ökumenisch leben. Keine Kirche stellt für sich selbst die ganze Fülle des Volkes Gottes dar. Die Kirche Jesu Christi ist immer umfassender, größer und reicher als die jeweils eigene Kirche.

Viel Gemeinsamkeit gewachsen

Angesichts der derzeitigen ökumenischen Lage – und ich rede vor allem für den Bereich der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin und aus freikirchlichem Blickwinkel – ist es notwendig, sich bewußt zu bleiben und bewußt zu machen, wie viel Gemeinsamkeit, gegenseitiges Verständnis und praktische Zusammenarbeit gewachsen sind. Bei der Gründung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin-West 1948 war nicht zu ermessen, was daraus würde. Wenn auch lange galt: „Oben Ökumene, unten ganz alleine“, so erreichten die Impulse allmählich doch die Gemeinden, ganz besonders als sich im Zuge des Vaticanum II die römisch-katholische Kirche für ökumenische Begegnung öffnete. Es kam dann die Phase, in der Gemeinden z.T. ökumenisch fortschrittlicher waren als die Kirchenleitungen.

Inzwischen gibt es viel selbstverständliche und darum kaum mehr registrierte Zusammenarbeit, von der Bibelwissenschaft bis zum diakonischen Handeln im eigenen Land und in Entwicklungsländern, vom gemeinsamen Bibelsonntag bis zur Medienarbeit. Viele gemeinsame geistliche Erfahrungen wurden gemacht in Gottesdiensten, Bibelseminaren, Gebetswochen.

Nicht zuletzt ist viel Vertrauen unter Personen gewachsen. Vertrauen ist ja ein personaler Beziehungsbegriff. Die Bedeutung von Personen für die ökumenische Entwicklung ist einsichtig. Denn selbst wenn sich Institutionen begegnen, begegnen sie sich durch Personen. Das Vertrauen erweist sich u. a. darin – und das ist nicht hoch genug zu werten –, daß kontroverse Diskussionen und offene Darlegung unterschiedlicher Auffassungen möglich sind. Das ist um so bemerkenswerter, als dabei Bereiche eingeschlossen sind, die, wie z.B. die Mariologie, nicht nur mit rational bestimmter Lehre, sondern auch mit emotional gefüllten Frömmigkeitsformen zu tun haben.

Retardierende Kräfte

Demgegenüber ist nun weithin der Eindruck entstanden, daß in den letzten Jahren die ökumenische Bewegung viel an Schwung verloren hat. Das hängt sicherlich mit einem weltweit zu beobachtenden Trend zum Konservativen zusammen. Eine Wurzel dieser Tendenzen liegt in kaum mehr überschaubarem Pluralismus und verbreiteter Orientierungslosigkeit. Daraus erwächst ein Suchen nach „klaren Verhältnissen“, nach auch kirchlicher Identität. Dieser Trend wurde und wird verstärkt durch Personen (z.B. den jetzigen Papst) oder durch Jubiläumsfeiern (z.B. Augustana-Jubiläum, Lutherfeiern, 200 Jahre EmK). Besinnung auf die eigene Identität, die jeweils spezifischen Gaben, die Gott einer Kirche anvertraut hat, kann zu klarerem und überzeugenderem Dienst verhelfen. Sie birgt aber auch die Gefahr neuer Abgrenzungen und der Stagnation.

Viele Beobachter meinen, daß vor allem von der Katholischen Kirche retardierende Kräfte ausgehen. Man kann sicher darüber streiten; aber mindestens gibt es Anzeichen, daß die Reisen von Papst Johannes Paul II. weniger die ökumenische Zusammenarbeit als die Katholische Kirche stärken. Nun ist Derartiges nicht nur ein Recht, sondern auch die Pflicht einer kirchenleitenden Persönlichkeit. Aber – und darin lag mit das Problem, das Freikirchen mit dem Papstbesuch in unserem Land im Mai 1987 hatten – es macht ökumenisches Vorankommen schwieriger, wenn bekannte Trennungsfaktoren wie die Mariologie durch eine Enzyklika oder durch die Ausrufung eines „Marianischen Jahres“ verstärkt werden. Nicht einzelne Formulierungen beschwerten, sondern diese Fakten als solche.

Um aber gleich weiterzuführen: Entscheidend und der Wirkung des Heiligen Geistes entsprechend ist es, nicht vor möglicher Stagnation zu kapitulieren oder aus Enttäuschung zu resignieren, sondern getrost die nächsten Schritte zu tun, und seien es auch kleine. Für unsere EmK ein großer Schritt war die Erklärung von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft mit der VELKD und den Kirchen der Arnoldshainer Konferenz am 29. September 1987. Für uns signalisiert das: Und sie bewegt sich doch, die Ökumene, wenn auch langsam.

Der evangelistisch-missionarische Auftrag

„Ökumene“ hat in konservativen christlichen Kreisen ein schlechtes Image. Sie wird mit „liberaler Theologie“ und einseitig sozialpolitischem Handeln identifiziert. Das verlangt zum einen, daß es der ökumenischen Bewegung immer wieder gelingt, den Kirchen – Kirchenleitungen und

Gemeinden – ihre biblischen, geistlichen Wurzeln, Motivationskräfte und Zielvorstellungen zu vermitteln. Das verlangt zum andern, nicht müde zu werden, das sozialpolitische Engagement als untrennbare Folge biblischen Glaubens zu verdeutlichen, es aber auch immer wieder am biblischen Zeugnis zu überprüfen.

In diesen Zusammenhang gehört auch, was für uns Freikirchen unerlässliches kirchliches Handeln ist, nämlich Evangelisation als Ruf zum persönlichen Glauben, zur verantwortlichen Nachfolge und zur Eingliederung in lebendige Gemeinden.

Zwar sehen sich praktisch alle Kirchen unseres Landes mit wenigen Ausnahmen mit rückläufigen Gliederzahlen konfrontiert; zwar ist die zunehmende Entkirchlichung, ja Entchristlichung unseres Landes unübersehbar; zwar sagen es immer mehr, daß Deutschland Missionsland ist. Aber Konsequenzen daraus sind minimal. Ein hohes Maß an gemeinsamem Zeugnis vollzieht sich im sozialdiakonischen, aber nur sehr wenig im evangelistisch-missionarischen Bereich. Dieser aber läßt sich vom wirklich ganzheitlichen Dienst der Kirche nicht trennen.

Hierbei geht es nicht um eine Methodenfrage. Es geht um eine Anfrage an unser Verständnis von Christwerden, von Kirche und von deren Auftrag.

Es ist eigentlich überraschend, daß in unserem Land das ökumenische Thema der sechziger Jahre „Die missionarische Struktur der Gemeinde“ so wenig bleibende Wirkung weder in der Bewußtseinslage noch in der Arbeitsweise hinterlassen hat. Und bedeutet das Thema „Taufe, Eucharistie und Amt“ Selbstbeschäftigung auf Kosten des Auftrags?

Eine weitere Frage: Läßt die geistliche und kirchliche Lage in unserem Lande Proselytenangst eigentlich noch zu? Ich rede nicht von Abwerbung mit unlauteren Mitteln – das wäre der Sache Christi unwürdig; ich meine das Geschehen, daß Menschen durch den Dienst einer anderen Kirche zu lebendigem Glauben kommen und dann auch in ihr ihre Gliedschaft am einen Leib Christi leben. Ist ein Denken noch angebracht, das vom Besitzstandwahren ausgeht? Müßte dieses Denken nicht abgelöst werden von der Einsicht, daß nicht jede Kirche und Gemeinde jedem Menschen dienen kann und daß es besser ist, Menschen finden ihre geistliche Heimat überhaupt in einer Kirche als daß sie glaubenslos und ohne lebendige Teilnahme an kirchlichem Leben existieren?

Ökumene muß als Bewegung der Kirchen Jesu Christi ihre Zusammengehörigkeit auch im gemeinsamen evangelistisch-missionarischen Dienst bewahren. Vereinzelte Modelle evangelistischer Bemühungen unter Einfluß katholischer Gemeinden gibt es bereits in unserem Land. Das „Mis-

sionarische Jahr 1980“ hat viele Anstöße gegeben bis dahin, daß Evangelisation und wissenschaftliche Theologie das Gespräch aufnahmen. Inzwischen scheint „Evangelisation“ – im Gegensatz zu anderen Ländern – für die theologischen Fakultäten unseres Landes kein Thema (mehr) zu sein.

Mut zum Wagnis, zu intensiven theologischen Klärungen, zu gezielten Versuchen im gemeinsamen evangelistisch-missionarischen Dienst sind nötig, aber auch verheißungsvoll.

Ökumenisches Lernen

Ökumenisches Lernen ist eine bleibende Aufgabe. Authentische Information über die anderen Kirchen ist nach wie vor unerlässlich. Es ist immer wieder überraschend festzustellen, wie wenig – selbst in Kirchenleitungen – wirklich über ökumenische Partner im eigenen Land bekannt ist. Ökumenische Inhalte bei der Pfarrerausbildung und der Erwachsenenbildung sowie die Heranführung der jungen Generation an ökumenisches Wissen und Verstehen mangeln immer noch.

Theologische Arbeit

Trotz der obigen etwas kritischen Erwähnung der Lima-Papiere soll hier die Wichtigkeit ihrer Erarbeitung und ihrer Ergebnisse sowie die erstaunlich starke Resonanz, die sie ausgelöst haben, unterstrichen werden. Nun, nachdem die Stellungnahmen der Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen, auch der römisch-katholischen Kirche, vorliegen, ist es ruhig um sie geworden. Natürlich müssen jetzt diese Stellungnahmen ausgewertet und weiterbearbeitet werden. Eine wichtige Fortführung wäre es, wenn die Stellungnahmen der Kirchen, in denen sie ihre Konsens- und Dissenspunkte markiert haben, als Diskussionsgegenstand, zum ökumenischen Lernen und zur Rezeption gebraucht würden.

Wir werden sicherlich noch mehr grundsätzliche theologische Arbeit miteinander tun müssen, ist sie doch ein Instrument, das uns von den Quellen des Glaubens her weiterführen kann. An Themen mangelt es nicht. Schriftverständnis und Tradition legen sich nahe, ebenso der Begriff der „Hierarchie der Wahrheiten“, der aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil stammt, oder was es bedeutet, daß wir einander um so näher kommen, je näher wir Christus kommen. Und noch einmal: Der missionarische Auftrag und eine gemeinsame Verwirklichung stehen als Herausforderung vor uns.

Eine Übersicht über die ökumenische Lage kann nicht an dem 40jährigen Bestehen der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin-West“ vorübergehen. Es böte sich an, aus diesem Anlaß Rechenschaft zu geben über das bisher Geleistete und ihren Weg in die Zukunft zu bedenken.

Als Plattform und Instrument der Begegnung und geistlicher Erfahrungen, der Vertrauensbildung, theologischer Arbeit, gemeinsamen Lernens, des Austausches und der Weitergabe von Information und, in begrenztem Maß, des in die Öffentlichkeit hineinwirkenden gemeinsamen Zeugnisses und Dienstes konnte sie Beachtliches zustande bringen.

Vieles bleibt freilich auch zu wünschen, z.B. daß mehr inhaltliche Zielklarheit gewonnen wird darüber, was man gemeinsam erreichen will. Die Frage ist zu stellen, ob die Mitglieder der ACK, d.h. die Kirchen, willens sind, die ACK stärker als bisher als ihr gemeinsames Instrument zu gebrauchen. Daß hier ein Mangel besteht, ist zwar verständlich, genügen sich doch die „großen“ Kirchen weithin selbst, und bilaterale Arbeit ist weniger kompliziert als multilaterale. Aber „ökumenisch“ heißt eben auch „alle einschließend“ und einander dienend. Eine Weiterentwicklung der ACK machte freilich eine entsprechende personelle Ausstattung erforderlich, die aber auch Einsparungen bei eigenkirchlichen Stellen mit sich bringen könnte.

Auch die Frage gehört hierher, wie die Kirchen unseres Landes ihre Vertretung gegenüber ökumenischen Zusammenschlüssen anderer Länder (Nationale Kirchenräte) wahrnehmen wollen.

Einander fordern, aber nicht überfordern

Zum ökumenischen Umgang gehört gewiß auch die wenigstens vorläufige Anerkennung von Grenzen: kräftemäßig, theologisch-dogmatisch, im Frömmigkeitstypus. Es ist Ausdruck von Achtung und Liebe, den andern zwar zu fordern, ihn aber nicht zu überfordern; Grenzen gelten zu lassen, ohne dem andern bösen Willen zu unterstellen. Es gehört aber auch zum Wesen der Kirche, darauf zu hoffen und dafür offen zu sein, daß der Heilige Geist Grenzen hinausschieben, durchlässiger machen und schließlich überwinden kann.

In der Ökumene stehen die Dinge nicht zum besten. Ich scheue mich nicht, meine Eindrücke in diesem krassen Satz zusammenzufassen. Vor 15 Jahren oder gar vor 25 hatte ich zuversichtlicher geurteilt. Heute meine ich eine Müdigkeit an der viel beschworenen Basis, ein Auf-der-Stelle-Treten in der Theologie und eine zunehmende Bürokratisierung in den Leitungen der Kirchen zu verspüren. Meine Eindrücke sind in diesem Jahr durch Besuche in den USA und in England sowie bei einem erneuten Gastsemester in Australien nicht gemindert, sondern eher noch verstärkt worden.

1. Müdigkeit an der Basis

In der „Uniting Church“ in Australien zeigen sich jetzt, gegen Ende des ersten Jahrzehnts, beachtliche Ermüdungserscheinungen. Die mehr soziologisch als theologisch beschreibbaren Unterschiede zwischen den Presbyterianern (sowie Kongregationalisten) und den Methodisten lösen sich nicht auf; sie zeigen sich eher in verstärktem Maße. Die Kooperation mit den Anglikanern funktioniert nur auf der Ebene der theologischen Ausbildung, dort allerdings sehr gut. In Neuseeland ist nach dem Scheitern der allzu lang geplanten großen Union (Presbyterianer, Methodisten und Anglikaner) der Konfessionalismus wieder neu belebt. In den Vereinigten Staaten sind die umfassenden Unionspläne bei den Gemeinden auf immer weniger Verständnis gestoßen. Man könnte dieser Aufzählung freilich entgegenhalten, die Zeit für große und umfassende Kirchen-Unionen sei ohnehin vorbei, Ökumene an der Basis müsse sich in anderer Gestalt auch – und vielleicht echter und besser – zeigen können. Aber tut sie es?

In der Schweiz (wo ich wohne) und in der Bundesrepublik (wo ich arbeite) scheinen sich mir die Kontakte zwischen den evangelischen Landeskirchen und den Methodisten sehr in Grenzen zu halten, die zwischen den reformatorischen und der römisch-katholischen Kirche fast ausschließlich auf Theologen sowie auf die unter den Hemmnissen für konfessions-verbindende Ehen Leidenden zu beschränken. Baptisten und gar Mennoniten sind den Gemeindegliedern der Landeskirchen weitgehend unbekannt oder werden – sogar von Theologiestudenten – mit „Sekten“ gleichgesetzt. Von großer und positiver Bedeutung allerdings sind die Vereinbarungen zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Altkatholischen Kirche über die Möglichkeit gemeinsamer Eucharistiefiern.

2. Theologen treten auf der Stelle

Eine große Zahl von Theologen und Theologinnen im Pfarramt und auch im Lehramt sind im Prinzip der ökumenischen Bewegung gegenüber positiv eingestellt, tun aber wenig, um ihre Sympathie in Taten umzusetzen. Kanzeltausch oder transkonfessionelle Mitverantwortung für Gottesdienste sind die Ausnahme geblieben. Themen von Vorlesungen und Seminaren an den Universitäten sowie die vervielfältigten Listen der Examensthemen und -fragen verraten wenig Offenheit der Lehrenden für Bücher in anderen als der Landessprache und für ökumenische Realitäten. Kaum eine evangelisch-theologische Fakultät entschließt sich, eine C-2- oder C-3-Professur mit einer katholischen, „freikirchlichen“ oder orthodoxen Fachkraft zu besetzen, was nach den Staats-Kirchenverträgen oft durchaus möglich wäre. (Hierin allerdings sind die Amerikaner und Australier fortschrittlicher, weil viele ihrer Fakultäten interkonfessionell und international besetzt sind.)

Das liegt daran, daß die Furchen theologischer Routine und Denkweise zu tief eingeritzt sind, um für Neues offen zu sein. Sieht man etwa von der vielversprechenden Arbeit des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen ab, die K. Lehmann und W. Pannenberg begonnen haben herauszugeben (Lehrverurteilungen – kirchentrennend? I, Göttingen 1986), so findet man wenig Konstruktives aus den Federn der tonangebenden Theologen zum großen Thema der ökumenischen Neuorientierung und Zukunftsverantwortung. Die akademische Theologie ist in diesem zentral wichtigen Gebiet nicht einfallsreich, nicht kreativ. Aus einer vielleicht begreiflichen Scheu heraus vermeidet sie es, die Steuerung der landeskirchlichen Positionen und Aktivitäten allzu ungeniert zu übernehmen, aber zugleich versagt sie auch im Aufzeigen von Visionen und neuen Möglichkeiten für ökumenische Neugestaltung. Der in den sechziger und siebziger Jahren aufgekommene neue Provinzialisismus politischer und ethnischer Prägung – französischsprachiger Jura und Quebec, baskische und irische Independenz, die Pflege der Dialekte und des Lokalpatriotismus – mag lobenswerte Aspekte haben, manifestiert sich aber in Theologie und Kirche nicht nur in günstiger Form. Ähnliches würde ich ohne Scheu über einen Teil – nur einen Teil! – der Ergebnisse der „indigenous theologies“, der inkulturierten Theologien, die ich in Afrika und Asien kennengelernt habe, sagen. Auch sie haben auf diesen Kontinenten einen neuen Nationalismus und Partikularismus begünstigt, den ich beklagen möchte und der nicht im eigentlichen Interesse der Kirchen und ihrer Glieder liegt. Die deutschsprachige Theologie ist hier leider Teilhaberin einer Bewegung geworden, die ihr

ursprünglich gar nicht eigen war. Mit dem Verlust ihrer Monopolstellung aus vergangenen Jahrhunderten – zumindest im evangelischen Bereich – ist sie in eine akademische Provinz gegliitten, die nur denen nicht vor Augen steht, die sich ausschließlich innerhalb dieses akademischen und kulturellen Bereiches aufhalten.

Diese Klagen sollten einen nicht verkennen lassen, daß die einzelnen Theologen oft hervorragend qualifiziert sind. Dies gilt z.B. für die Mitglieder des „Deutschen Ökumenischen Studienausschusses“ (DÖSTA), der heute mindestens so potent besetzt ist, wie je in seinen besten Zeiten seit der Gründung in den fünfziger Jahren. Aber eigentlich konstruktive, ökumenische Arbeit haben wir im DÖSTA in den letzten Jahren nicht produzieren können. Das liegt einmal an der verharzten Position der Großkirchen, gegen die anzufechten kaum als unsere Aufgabe betrachtet wurde, zum anderen aber daran, daß die Kirchen – auch Genf oder Rom – dem DÖSTA praktisch noch nie eine konkrete Aufgabe gestellt haben. Auf dem guten und teuren Instrument wollte bislang noch niemand „spielen“.

Günstiger steht es mit der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung. Obgleich in ihren Reihen die theologische Kompetenz der Mitglieder nicht mehr so groß geschrieben wird wie früher, hat sich die Kommission Aufgaben gestellt, die sehr vielversprechend sind. Die Bewahrung der Schöpfung, Frieden und Gerechtigkeit sind wirklich zentrale Themen ökumenischer Dimension, erst recht das große Projekt des „Gemeinsamen Bekenkens des Apostolischen Glaubens“. Die Projekte sind hervorragend angelegt und werden hoffentlich viele in ihren Bann ziehen und zur Mitarbeit ermutigen. Dasselbe gilt für die so lange verkannte Aufgabe des Diskurses zwischen der Kirche und den Juden. Hier liegt ja eine der Wurzeln ökumenischer Probleme, ein Paradigma sozusagen, und es steht zu hoffen, daß engagierte Theologen, Theologinnen und Gemeindeglieder an dieser Aufgabe mitzuwirken bereit sind.

3. Kirchen werden bürokratischer

Es mag wahr sein, daß die Leute in führenden Positionen in den Leitungen der Kirchen heute im Durchschnitt älter sind als sie es vor 30 Jahren waren. Jedenfalls sind sie vorsichtiger, ängstlicher und in vielem auch bürokratischer, als ich es noch aus der Zeit nach dem Krieg und in den fünfziger Jahren in Erinnerung habe. Ich mag mich täuschen, aber ich meine, die Bürokratisierung sei in der Bundesrepublik stärker zu beobachten als in den anderen Ländern, in denen ich in Kirche und Theologie tätig gewesen bin.

Nicht, daß die Verwaltung und auch die Versorgung von Gemeinden und Pfarrern nicht ausgezeichnet klappte, die Betreuung der Examenskandidaten nicht gut durchdacht sei, die Synodalerklärungen nicht ausgewogen seien – aber eigentlich theologisch und besonders theologisch-ökumenisch tut sich sehr wenig! Freilich werden Stipendiaten aus Kirchen der Dritten Welt eingeladen, aber schon für unsere Studierenden ist ein Auslandsstudium nicht einfach zu arrangieren.

Man muß es realistisch sehen: in der Bearbeitung der wirklich großen, ungelösten Probleme der Ökumene sind wir in den letzten 20 Jahren im Grunde nicht weitergekommen. Es ist, als seien sie auf Kommissionen von Spezialisten abgewälzt, aus dem Horizont der evangelischen Landeskirchen und ihrer katholischen Partnerkirchen fast verschwunden, obwohl sie uns alle sehr direkt angehen: die Spaltung der christlichen Kirche in Priester/Altar/Sakrament-orientierte und in Pfarrer/Kanzel/Berater-orientierte Kirchen; die fehlende eucharistische Gastfreundschaft unter den Großkirchen; die gegenseitige Anerkennung der Ämter; die durch die Enzyklika „Redemptoris Mater“ und die Ausrufung des Marianischen Jahres durch Johannes Paul II. geschaffenen bzw. neuerweckten ökumenischen Probleme. Diese Probleme sind durch die täglichen Aktivitäten ebenso auf die Seite gedrängt wie die Fragen der Abrüstung und des Friedens, die zur Spezialität bestimmter Gruppen geworden sind.

In der Aufnahme dieser Probleme sind die amerikanischen Kirchen aktiver. Unsere Laschheit und Vorsicht mag erklärbare historische Gründe haben. Es mag auch stimmen, daß wir heute in einer Zeit des Stillhaltens und der Neubesinnung leben, weil wir theologisch noch nicht in der Lage sind, die neuen Probleme internationaler und ökumenischer Herkunft sinnvoll angehen zu können. Aber man möchte sich Ansätze wünschen, die das momentane Stillhalten rechtfertigen und dann zu einem neuen Aufbruch verhelfen. Während dieser Zeit der vielleicht notwendigen Neubesinnung und theologischen Inventur dürften aber keine bürokratischen Verharzungen und Unfälle toleriert werden: Ein mennonitischer Prediger (mit Fakultätsexamen) bekommt keine Andachtszeit am Radio; eine neuapostolische Ärztin keine Stelle an einem evangelischen Krankenhaus; ein katholischer Religionslehrer mit evangelischer Frau keine feste Anstellung; Vorschläge für Praktika von katholischen Vikaren in evangelischen Gemeinden – und umgekehrt – werden als idealistisch abgetan – von den schweren ekklesiogenen seelischen Problemen der Partner in konfessions-verbindenden Ehen ganz zu schweigen.

Bedenkt man, daß in wenigen Jahrzehnten die Zukunft der Kirche – zumindest statistisch gesehen – ohnehin in Afrika gestaltet wird, so

nehmen sich die Verkrustungen im Bereich unserer Kirchen um so anachronistischer aus.

4. *Schlußbemerkung*

Ich möchte nicht nur pessimistisch reden. Weil ich glaube, daß die Einheit der vielen Teile der einen Kirche – eine Einheit in versöhnter Verschiedenheit – im dreieinigen Gott begründet ist, lohnt sich kritische Bestandsaufnahme ebenso wie zuversichtliche Mitarbeit in der ökumenischen Suche nach der Verwirklichung dieser Einheit. Dabei ist eine Kombination von strenger, theologischer Rationalität mit warmem, Vorschub leistendem Vertrauen in Andersdenkende und Andersglaubende unverzichtbar und zugleich verheißungsvoll.